

CHRIS YATES

Eine Reise 🌙 *in die Natur*

Insel

NACHT-
WANDERN

7

Erste Sichtung

Der Quaking Grass Hill – mein mitternächtlicher Aussichtspunkt –, benannt nach dem für diese Gegend typischen Zittergras, dessen zarte Blüten noch in der sanftesten Brise erzittern, war bei meinen Kindern sehr beliebt, als sie klein waren. Hier spielten sie Verstecken, krochen durch die kniehohen Grasbüschel und hinter findlinggroße Ameisenhügel, rollten oder flogen mit flappenden Armen den Hügel hinab. Im Frühling und Frühsommer mussten sie vorsichtiger sein, um keine Lerchen oder andere Bodenbrüter zu stören, aber beim wachsamem Krauchen entdeckten sie alle möglichen Dinge, die ihnen sonst womöglich entgangen wären: spiralförmige Schnecken, gepanzerte Käfer, gemusterte Raupen, schwefelgelbe Schmetterlinge, Spitzmäuse, Grashüpfer und, besonders beliebt, Blindschleichen, die sich mit ihren goldenen Spulen wie Aale zwischen den Halmen hindurchwandten.

Ganz gleich wo es geschah und um welches Wesen es sich handelte, war jede erste Begegnung immer auch eine schockartige Offenbarung, die zum Innehalten einlud und den Blick schärfte: Ja, das hier ist tatsächlich etwas Neues. Mit jeder Entdeckung kam eine neue Farbe in die Welt, die womöglich weniger schillernd gewesen wäre, hätte sich meine Nachkommenschaft nicht so eifrig in sie gegraben, gestapft, geplatscht, wobei aber nur die beiden Ältesten ihr eigenes Spezialgebiet entwickelten. Camilla war eine begeisterte Käferjägerin, eine fünfjährige Entomologin, die einmal ein prachtvolles Exemplar von *Timarcha tenchricosa* mit nach Hause brachte, einen Käfer mit blutroter Nase, den sie einige Tage in einem mit Blättern ausgelegten Goldfischglas hielt, ehe sie ihn wieder in die freie Natur entließ. Jede Spinne, die sich neben sie setzte, hatte gleich ihre ungeteilte Aufmerksamkeit, und mit Freuden vollzog sie Beinzählungen an Tausendfüßlern oder nahm Marienkäfer unter die Lupe.

Mit sechs Jahren entbrannte Alex' Leidenschaft für Eidechsen, als er auf einem gemeinsamen Spaziergang eine Waldeidechse ins Brombeerdickicht abzischen sah. Wieder daheim, musste ich ihm gleich ein Foto zeigen, wovon es in meiner Sammlung von Naturkundebüchern einige gab; indes war seine Begeisterung derart groß, dass ich ihm bei unserem nächsten Besuch in der Buchhandlung sein eigenes Exemplar der *Reptilien und Amphibien Europas* kaufen musste. Als ich am Abend in sein Zimmer lugte, schlief er tief und fest mit dem Kopf auf dem Buch, eine ganzseitige Zeichnung seiner geliebten Eidechse als Kissen; und am nächsten Tag, auf der fünfzig Kilometer entfernten

Salisbury Plain, lief vor uns eine Waldeidechse über die Straße, was meiner Erinnerung nach nie zuvor oder danach vorgekommen ist. Ganz so, als hätte Alex sie heraufbeschworen.

Ich konnte seine Leidenschaft verstehen, hatte mich doch in seinem Alter dasselbe Fieber gepackt. Obwohl ich vom Schattendasein der Füchse und Rehe in den umliegenden Wäldern wusste, hatte ich Grünschnabel keine Ahnung, dass in unserer Heide auch Reptilien lebten; sicher hatte ich selbst schon welche aufgescheucht, wenn ich mit meinen Cowboy- und Indianerfreunden durch den Farn galoppierte. Meine Eltern hatten wenig Interesse an Naturkunde; zwar unternahmen sie gern lange Wanderungen durch abgelegene Landstriche, am meisten aber interessierten sie sich für Musik, Bücher und linke Politik. Gern hörte ich meinem Vater zu, wenn er am Klavier seine Lieblingskomponisten Bach und Bartók spielte, lauschte den Kindergeschichten aus aller Welt, die meine Mutter mir vorlas, und wusste genau, welche Nachbarn Sozialisten oder Kommunisten waren, nur hatte ich niemanden, der mir von der Tierwelt unserer Gegend erzählte. Doch dann begegnete ich einem hobbymäßigen Schlangenbeschwörer.

Tori de Souza wohnte in Columbo, auf Sri Lanka, das damals noch Ceylon hieß. Wenn ich mich recht entsinne, war er der Herausgeber der *Times of Ceylon*, kennengelernt und angefreundet hatten er und mein Vater sich beim Rückzug vor den Japanern im Zweiten Weltkrieg. 1954 kam Tori per Schiff nach England, um uns zu besuchen, und nachdem die beiden die Neuigkeiten der letzten zehn Jahre ausgetauscht hatten, erzählte er uns Geschichten aus seiner fernen Heimat, von einem großen Dschungel nördlich seines Hauses und den Schlangenbeschwörern, die manchmal daraus hervorkamen. Für ein paar Münzen lockten sie mit ihrer Flöte Kobras aus ihren Körben, und Tori piffte uns eine ihrer gewundenen Melodien vor. Währenddessen holte er einen kleinen Korb aus seiner Tasche und stellte ihn mit einer ausladenden Armbewegung auf den Tisch. Nichts geschah. Da hieß er meine Schwester Helen, meinen Bruder Nick und mich die Köpfe senken, sodass wir gerade noch über die Tischkante lugen konnten. Dann piffte er wieder, und ganz langsam hob eine kleine grüne Schlange ihren Kopf aus dem Korb. Zuerst hielt ich sie tatsächlich für echt, aber dann sah ich das breite Grinsen meiner großen Schwester, sodass am Ende nur der kleine Nick noch große Augen machte. Trotzdem fand ich den Trick fantastisch – eine aufblasbare Plastikschlange, die über einen dünnen Schlauch an den Pumpball in Toris Tasche angeschlossen war. Doch von der Täuschung abgesehen, erklärte uns Tori, reagierten Schlangen tatsächlich auf musikalische Schwingungen, und da es ein idealer Tag zum Schlangenjagen war, wollte er es uns beweisen.

Dank der Bilder in meinem Kinderlexikon wusste ich, dass es in England zwar nichts ganz so Aufregendes wie Kobras gab, aber immerhin Kreuzottern, Ringel- und Schlingnattern, die zumindest genauso exotisch klangen. Wir unternahmen einen Spaziergang in die Heide, wo Tori in einem dornigen, verworrenen Gestrüpp eine Art

Dschungel erkannte. Wieder trillerte er seine Schlangenbeschwörung, und da ich gerade pfeifen gelernt hatte, durfte ich ihn spontan begleiten. Als keine Schlange kam, wiederholten wir das Prozedere pflichtschuldig an einem anderen aussichtsreichen Punkt, und nach einem Moment spannungsgeladener Erwartung hob Tori plötzlich die Hand und gebot uns zu schweigen. Stumm und still standen wir drei Kinder da und starrten in das Ginster- und Dornengebüsch.

»Hört ihr?«, flüsterte Tori. War es eine Schlange, die da zischte, oder nur eine Brise? Kroch gerade eine Natter auf uns zu oder war auch das nur eine Brise? So sehr strengten wir Gehör und Einbildungskraft an, dass wir überzeugt waren, im Unterholz rumore es vor verborgenen Geräuschen, wenngleich wir natürlich keine Schlange sahen. Dennoch wiederholte ich die Beschwörung jedes Mal, wenn ich allein in die Heide ging und ein vielversprechendes Dickicht sah. Und weil dichtes Gestrüpp ein idealer Lebensraum für die verschiedensten Kleintiere ist, vermeinte ich oft verstohlene Antworten auf meine Pfiffe zu hören. Mein größter Erfolg bestand darin, dass ich einmal ein Kaninchen aus einem Loch in der Hecke lockte, wobei ich nicht weiß, wer von uns beiden überraschter oder enttäuschter war. Eine Schlange bekam ich nie zu Gesicht, was aber halb so schlimm war, da mich meine Suche letzten Endes zu einem ähnlich ansehnlichen Mitglied der Reptilienfamilie führte.

Gegen Ende des Sommers begleitete mich Helen auf eine Schlangenjagd in der Heide. Während wir uns durch einen Morgen Heidekraut arbeiteten, erspähte ich zwischen den violetten Blüten zu meinen Füßen etwas Helles, und als ich stehen blieb, konnte ich für Sekunden ein erstaunliches Tier beobachten – eine schlanke goldene Eidechse mit sepiafarbenen, von Kopf bis Schwanz ziehenden Streifen und dicken Tupfern auf den samtigen Flanken. Wenngleich nicht größer als die Molche, die ich manchmal im Teich auf einem Feld nahebei sah, hatte sie eine viel stärkere *Präsenz* als ein Amphibium. Ich flüsterte Helen herbei, die nur ein paar Meter entfernt stand, als die Eidechse auch schon in der Heide verschwand. Meine erste Sichtung der *Lacerta vivipara* war das Tor zu einem großen Eidechsengebiet, das mir bis dahin aus irgendeinem Grund verborgen geblieben war. In den folgenden Sommern sah ich, sowie ich ihre Lieblingsorte zum Sonnen ausgemacht hatte, noch viele weitere dieser Juwelen, manchmal zwei oder drei zusammen, manche mit besonders schönen Farben, andere mit prägnanten Flecken.

Genau wie sich unser Dorfteich von einem großen Tümpel zum Planschen in eine Monstergrube verwandelte, als ich darin die Karpfen entdeckte, war die Heide nun, nachdem ich ihr geheimes Leben aufgespürt hatte, nicht mehr mein Spielplatz, sondern ein Ort echter Abenteuer. Doch in all den Jahren, in denen ich still und leise durch das Dickicht aus Farn und Heide jagte, sah ich zwar scharenweise Eidechsen, von denen ich sogar einige fing, aber keine einzige Schlange, und genau aus diesem Grund war ich bald ebenso verrückt nach ihnen wie später Alex nach seinen Eidechsen.

8

Nachsteller

Über mir erklangen keine Vogelrufe mehr, nur unten aus den Bäumen gurrten noch ein paar schläfrig verwirrte Ringeltauben den Mond an. Wären meine Ohren noch so gut gewesen wie vor einigen Jahrzehnten, hätte ich vielleicht auch die Fledermäuse gehört, die kreuz und quer über den fahlen Himmel schossen. Ich hatte schätzungsweise zwanzig Minuten am Hang gesessen, den Fledermäusen zugeschaut und der Nacht gelauscht. Trotz der kühlen Luft war mir nicht kalt. Eine klare Juninacht kann genauso kalt sein wie eine bedeckte Dezembernaut, weshalb ich, sofern es nicht gerade schwül ist, eine gefütterte Jacke trage, in den Taschen Handschuhe und Schal für die kühle Stunde vor Sonnenaufgang. Jetzt aber war mir noch warm von den Stunden des Wanderns, fast fühlte ich mich zu behaglich; in der Tat hatte ich gerade beschlossen, den Hut abzunehmen und ein Nickerchen zu machen, als ich direkt hinter mir das allerleiseste Geräusch vernahm – als drücke ein Finger in trockenes Gras.

Zwei widerstrebende Reaktionen rangen in mir um die Vorherrschaft: eine instinktive und eine rationale. Im Bruchteil einer Sekunde, bevor ich langsam den Kopf drehte, versuchte ich mich davon zu überzeugen, genau das nicht zu tun, da ich dieses hinterlistige Verhalten kannte und im Grunde schon wusste, wer der Übeltäter war. Insofern wäre es sicher interessanter gewesen, stillzusitzen und zu warten, bis sich der Duckmäuser offenbarte; doch infolge einer inneren reflexhaften Warnung – prickelnde Haut, wallendes Blut – konnte ich nicht reglos bleiben. Und so drehte ich mich um und sah dem, was ich erwartete, ins Gesicht: einem Reh. Ganz sacht war es durchs hohe Gras herangeschlichen, sodass ich seinen zarten Huftritt erst hörte, als es schon fast auf Armlänge hinter mir stand. Einen Moment betrachteten wir einander, die Lage abwägend. Offenbar missfiel ich dem Reh, da es plötzlich ein markerschütterndes Bellen ausstieß, sich aufbäumte und über den Hügel davonsprang. Sein Bellen schien fast so lange nachzuhallen, wie mein Puls brauchte, um sich wieder zu beruhigen. Obwohl ich weiß, wie überraschend kraftvoll ein bellendes Reh klingen kann, hat mir noch nie ein Tier direkt ins Gesicht gebellt.

Rehe sind eigentlich scheue, unnahbare Tiere, doch überkommt die Böcke manchmal die Neugierde, vermutlich eine aggressive Neugier aufgrund territorialer Grenzverletzungen, oder vielleicht auch nur natürliche Wissbegierde. Ich kann mich nicht erinnern, jemals offen aggressives Verhalten erlebt zu haben, auch da das Bellen

eher Angst als Wut ausdrückt, aber nachgestellt hat mir das ziegen große Tier schon oft. Das letzte Mal lag ich in einem Heufeld vor unserem Haus, um einen Schwarm Sternschnuppen zu betrachten, als ich zu meiner Linken die undeutliche Silhouette eines Rehs nahen sah. Es gelang mir, reglos liegen zu bleiben, sodass es bis auf wenige Schritte herankam, bevor es in die Dunkelheit enthüpfte. Vor drei Sommern schlummerte ich, auf Karpfen wartend, an einem schilfbestandenen Seeufer, als ich hochschreckte und ein Reh über mich gebeugt sah. Eine Sekunde später war es verschwunden.

Tagsüber haben mir Rehe nur selten nachgestellt und sogar nur einmal, während ich mich bewegte – ich lief durch hohes Gras, während etwa dreißig Meter hinter mir ein Reh folgte. Als ich einen Wald betrat, blieb es stehen und starrte mir minutenlang nach, ehe es sich umdrehte und frohgemut davontrottete.

Anderes Rotwild legt dieses Verhalten meiner Erfahrung nach nicht an den Tag, obwohl ich oft Damwild und einige der in jüngerer Zeit eingeführten Arten sehe. Vielleicht liegt es daran, dass Rehe Einzelgänger sind und, da sie keiner Herde folgen müssen, mehr Zeit haben, ihren eigenen Launen zu folgen. Doch selbst wenn ich keine Aggression verspüre, hege ich eine gewisse Skepsis aufgrund der Einschätzung des Tierverhaltensforschers Konrad Lorenz, der den Rehbock »ein böses Vieh« nannte. Lorenz beschrieb Rehe in Gefangenschaft, die in engen Gehegen gehalten wurden. Das »zweite, nach der Taube beliebteste Symbol der Sanftmut«, warnte er, sei in Wahrheit »einer der ekelhaftesten, hemmungslosesten und blutdürstigsten Mörder« und habe »noch dazu eine Waffe, ein Geweih, doch merkt man verflucht wenig von einer Hemmung, sie anzuwenden«.

Lorenz hatte die gleiche vorsichtig tastende Annäherung wie ich beobachtet, nur schlich sich sein Bock an eine Geiß und ihre Zicke an, bis er nah genug war, um den Kopf zu senken und beide zu durchbohren. »Der unkundige Mensch«, fuhr Lorenz fort, erkenne eine solche Annäherung im Gehege nicht als »ernstgemeinten Angriff«, weshalb es zu seiner Zeit mehr Unglücksfälle durch »zahme« Rehböcke gab als durch gefangene Löwen und Tiger.

Wilde Rehe haben vor dem Menschen offenbar viel größere Angst als Tiere in Gefangenschaft, auch habe ich noch nie gehört, dass jemand in freier Natur von einem Reh angegriffen wurde, doch wenn ich das nächste Mal Rast mache, um den Mond zu betrachten, werde ich an Lorenz' Worte denken und gut aufpassen, was hinter meinem Rücken passiert.